

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránka: I

DICHTUNG UND WELT

Nr. 9

Beilage zur „Prager Presse“

1929

Lob des Buchdruckes

Von JEAN COCTEAU

Einst waren Erfindungen,
die allerwunderbarsten Entdeckungen,
in den Dienst der Götter gestellt.
Die Wissenschaft, in den Händen der
Priester,
verlieh den Tempel nicht;
sie diente dazu, zu überzeugen oder zu erschrecken.

Man fragt sich, ob die Bundeslade,
die Jeremias niederschmetterte, der sie be-
rührte,
auf dem Wege nach Jerusalem,
nicht eine elektrische Ladung enthielt.
Und wenn eine Erfindung die göttliche
Schwelle überschritt,
oder von außen kam,
fragte sie die menschliche Stimme weiter,
verbreitete sie schlecht, und von Sprecher zu
Sprecher
kam sie verunstaltet zum Ohr der Massen.
So ging der Fortschritt
mit ungelinkten und langsamen Beinen vor-
wärts.

Es genügte ein Brand
oder ein Erdbeben,
um eine Zivilisation zu zerstören.
Athenios' „Gastmahl der Gelehrten“,
eine Art anekdotischer Katalog der Bände
der Bibliothek von Alexandria,
läßt uns den Verlust eines Schatzes er-
messen,
der das Denken der Welt hätte bereichern
sollen.

doch den die Schreibweise der Alten
zu königlichem Luxus beschränkte.

In Jahrtausenden tauchen zwanzig Zivilisa-
tionen auf
und weichen zurück wie Wellen.
Man findet davon nur Trümmer,
deren Herrlichkeit unsere Trauer steigert.
Bedenkt, unter anderem,
nach dem Beispiel der Zucht, die sich auch
hoch
in der Wahllosigkeit der griechischen Spuren
verräät,
wie die Musik des Volkes war, bei dem die
Kunst
alle Formen anzunehmen wußte
und niemals unbedeutend war.
Doch, ach, von dieser Musik
bewahrt die Leere zwischen den Parthenon-
säulen
auch nicht das bloße Zeitmaß.

Ohne Buchdruck würde diese Danaidenarbeit
fortfahren von Jahrhundert zu Jahrhundert.
Die Zeitgenossen Gutenbergs
begriffen seine Bedeutung nicht.
Sie begriffen nicht, daß ein Mensch
ein Fahrzeug des Geistes erfunden hatte,
ein wahrhaftiges Spiegelwerk, darin
das Eriessene erlesen bleibt,
auch da es zahllos wird.

Von der Handpresse
zu den großen modernen Maschinen,
die trotz ihrer riesigen Stärke
und ihrem Lärm
mit weiblicher Zartheit arbeiten,
welch ein weiter Weg!

In unseren Tagen schleudert man seine Idee
überall hin,
entdeckt und vervollkommenet
unter den Blicken der Welt.
Der Erfinder, der Erzeuger, der Kaufmann
ermuntern einander.
Reichtum belohnt die Mühe.
Die Bibel, sagte ein Dichter (Arthur Cravan),
das ist der größte Erfolg des Büchermarktes.
Eine Religion fordert
eine Unzahl von Jüngern.
Sorget um die eilige.
Sorget um den Ruf eures Unternehmens
und um die Vortrefflichkeit eurer Er-
zeugnisse,
dann wenn ihr sie gut haben wollt, wird
euer Interesse
zum Interesse der Allgemeinheit.

Grüßet also, vom Schriftsteller
bis zum letzten Typographen,
die Vermittler zwischen euch und der Masse;
bewundert dies Schwärmen im Bienenstocke,
darin die tätige Druckerschwärze,
die Welt zu nähren, sich bereitet
als schwarzer Honig.

Aus dem Französischen übersetzt
von Otto F. Babler.

Vogelfang

Von Vladislav Vančura

Zeichnungen von M. MAREŠOVÁ

Der Schneider sitzt in der Stube wie in einer Grube und näht. Die vorlaute Frau spricht und spricht und dem Meister gefällt es nicht. Als die Frau verstummt, war es in der Werkstatt still wie unter einer Luftpumpe. Aus der Uhr fallen spitze Sekunden und der Sonnenschein der eine andere Welt bedeutet, schiebt sich über die Wand. Er schlägt ins Handwerk und hebt den Staub vom unfertigen Werk. Kleider hängen an der Wand wie schwarze Seelen in der Hölle und der Rock auf des Meisters Knien, mit Stichen und Zorn benäht, winkt ihm mit beiden Aermeln. Meister Teige überbiß den Faden, steckte die Nadel in den Stoff und schaute aus dem Fenster. Ein Vogel flog vorbei und sang. Auf den Vogelbeerbaum setzte sich eine Turmschwalbe und eine Schar Sperlinge begann zu schreien. Der Meister öffnete das Fenster, aber die Frau sagte: Das Fenster ist kein Theater.

Der Schneider setzte sich abermals hin, aber die Leidenschaft läßt ihn nicht in Ruhe arbeiten. Ungern zankte er mit der Frau und machte sich auf den Weg zum Vogelherd.

Ein unbegrenzter Blick versetzte ihn jedesmal in Erstaunen wie eine Zauberröhre. Ringsherum liegt der Raum und die Landschaft. Teige hatte den Fallbaum unzweckmäßig und auf einem Hügel errichtet. Die Stelle heißt Milnik und gefällt ihm. Er liebt den Vogelfang, ist kein guter Vogelsteller. Er pfeift auf die Regeln der Vogelfangs und stellte Fallen, wie es ihm einfällt. Die gefangenen Vögel läßt er zumeist frei und das Geld, das er für den Vogelherd ausgegeben hat, reut ihn nicht. Schlingen legt er keine. Vogelgarn, Leimruten und Fallen sind seine Instrumente. In der Bude sitzend, lockt er durch Gesang die zwitschernden Vögel. Dann schaut er sich um. Der Fink hüpfert vor Freude und bewegt die Flügel. Der Stieglitz neigt den Kopf, die zarte Meise pfeift und breitet die Flügel aus.

Warum fürchtet ihr euch? denkt der gütige Vogelfänger.

Gleich einer Gnad hat sich ein schöner Tag auf ihn herabgesenkt. Die Dinge sind anders, als wie wir sie sehen. Die Schneidererei ist das beste Handwerk und in seine Frau ist das verliebt. Liebes Mäd, liebe Josephine, wärst du doch bei mir!

Alein die Frau wartet vergeblich und schickt



den kleinen Hans um ihn. Der Junge läuft, zögert unterwegs und auf dem Vogelherd wird er ein wenig müde.

Komm mit mir! Der Vater nimmt ihn an der Hand und beide blicken entzückt auf die Leimrute. Schlafe Stille und Warten umweht sie wie Wärme. Die Vögel zwitschern in der Ferne und ein Kindertraum verwandelt die Leimrute in einen Blumenstrauch oder ein Gespenst. Ohne sich zu rühren, hält der Meister den Knaben, der eingeschlafen ist, geduldig auf dem Schoß, und schließlich trägt er ihn schön vorsichtig in den Armen nach Hause.

Die Frau Meisterin meint, daß des Mannes Vogelfang ein Unsinn sei. Sie sagte: Schämst du dich nicht, den Jungen Müßiggang zu lehren? Um seine Frau und sich zu überzeugen, bricht der verlegene Teige in lautes Geschrei aus.

Am folgenden Tage sind die Gatten wieder einig. Es ist ein Sonntag und sie werden spazieren gehen. Die Frau trägt ein neues Kleid und Handschuhe. Der Meister raucht und sieht seine Frau erfreut, schön und gut gelaunt. Unwillkürlich kamen Teiges bis zum Vogelherd.

Zeig mir ihn! sagte die Meisterin und der Meister erklärt alles ausführlich. Der Schönheit des Vogelherdes sicher, spricht er überzeugend.

Das ist nicht so dumm, sagte die Frau lächelnd.



Der Mann siegt!
Die Gatten verharren in leisem Gespräche, wie ein tüchtiges Liebespaar, bis zum Anbruch der Finsternis auf dem Vogelherd.

Jahr um Jahr bringt neue Dinge. Der Vogelherd ist verlassen, denn Teige mußte in den Krieg. Er hat alles vergessen, denkt an nichts. Aber biswelen durchdringt scharfe Unruhe den Soldaten wie ein Schuß. Die Vorstellungen fliegen: Untreue, Geld, um das er zittert, der Tod. Das Unglück trifft tief und Hoffnungslosigkeit verweilt bis zum Morgen, bis ein kurzer Traum sich über ihn wölbt wie ein Regenbogen. Da erblickt Teige den sanften Hang des alten Weinbergs, den Vogelherd! Die lächelnde Josephine blickt auf die Meisen, die Fallen und zum Schluß schließt sie den großen Hans in ihre Arme, der noch nicht schläft.

Aus dem Tschechischen übersezt
von Grete Reiner.

Die Sieger

Von Pierre Mac Orlan

Hinter der geschlossenen Türe der Hütte verfolgten ängstliche Augen den Marsch: Flüchtende Soldaten, Mädchen mit sich schleppend, die sie im Bad oder öfter noch bei der Friedhofstür gefunden hatten, schritten rasch in kleinen Gruppen durch den Schnee. Sie blickten sich unruhig um und die Mädchen schürzten die Röcke bis über die Knie auf und begannen zu laufen. Dann verschwanden sie im Walde. Es schnitte unaufhörlich. Wohin das Auge blickte, waren auf den verlassenem Feldern, wo reglose und ernste Raben einander sonderbar in die Augen starrten, die verheerenden Spuren des Krieges sichtbar. Der Abmarsch der Soldaten erfüllte die Herzen der Dorfbewohner mit der Wärme der Hoffnung. Obwohl es kalt war, öffnete jede die Türe. Und atmete auf. Kinder jagten einander, Hunde liefen mit gestäubtem Fell herum und heulten, zum Walde gewendet. Es herrschte große Not und jeder verzweifelte, wenn er jemand sah, der jenen gleich, die wohl in den Städten ein besseres Leben führten.

Und plötzlich, während sie die kalte Luft einatmeten und sich die Hände rieben, ließ sich in der Ferne auf der Straße ein leises Geräusch vernehmen, wie wenn Knochen aneinanderschlagen. Die Weiber riefen ihre Kinder, als das Geräusch abermals, diesmal deutlicher, vernehmbar wurde, und in der Straßenbegung

eine seltsame Gruppe auftauchte. Ein starker Mann an der Spitze von drei anderen, und einer Frau. Sein Gesicht war von einer weißen Kapuze verhüllt. Er näherte sich mit langen Schritten und schüttelte eine hölzerne Klapper. Ein kleines Kind, erstarrt vor Schrecken über den seltsamen Zug, begann aus Leibeskräften zu schreien.

Die Aussätzigen, fünf an der Zahl, näherten sich einem Bauer. Der Mann mit der weißen Kapuze entblößte sein Haupt und man konnte sehen, daß sein Antlitz glühender Kohle gleich, daß seine leichten Brauen schütter waren und seine Augen mit den roten Lidern wie Katzenaugen glühten. Er sprach mit heiserer Stimme, bemüht, den Anschein zu erwecken, als lache er: „Merkt gut auf, Bauern! Wir sind gekommen, um ein Königreich zu begründen, das einem Königreich der Spitzhär gleichen soll. Ich bin Märtyrer, wie die Tonsur zeigt. Euch konnte ich die Gerechtigkeit der Kirche anrufen. Heute schützt mich nur mein Anblick. Wir werden von nun an hier leben. Bringt uns etwas zu essen und ein Mädchen, das ich zur Königin machen werde. Euguete wiederum wird einen Freund wählen, den sie zu so etwas wie einem Kommandanten der Duckmäuser machen wird.“

Er brach in ein Gelächter aus, und das schamlose Mädchen, das durch sein Gewerbe gezeich-

Bücher von Frauen

Von Franz Blei

Ja, von Frauen, die Frauen bleiben und nicht wie Männer tun. Sie sind so selten. Denn die mehreren, die Frauen bleiben, werden schreibend, was man frauenzimmerhaft nennt. Sie lassen da alle ihre Enttäuschungen los, die sie erlebt zu haben glauben, schuldlos natürlich, malen als eine Heldin sich selber unter Rosabillen gesehen, und ebenso als einen Helden ein Wunschild ihrer vertrackten Träume. Nichts von ihnen. Sondern von den Frauen, die schreibend Frauen bleiben und damit eine höchst subtile Form ihres Wesens offenbaren zum Manne hin mehr als zur Frau hin. Da hat man für ein deutsches Publikum, das nicht französisch liest, in diesem letzten Jahr die Colette entdeckt. Leider in Übersetzungen, deren Deutsch nur von der Unkenntnis des Französischen kompensiert wird. Besonders ihr Hauptwerk, die beiden Bände „Chéri“, ist bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Wer es nur in dieser zuzugewandten deutschen Ausgabe liest, der wird nichts von dem Zauber Colettes spüren, mit dem sie auf leisen Füßen ihren Gefühlen und Gedanken nachgeht.

Von Mary Burden und ihrem ersten ver-
deutschen Roman „Flamingo“ (Knaur-Verlag)
gilt dies nicht, denn er ist meisterhaft ver-
deutsch. Ein Roman von Liebe und New York,
von Steinen und Herzen und den labyrinthischen

Wegen, die da in die Irre führen. Aber ich will von einer deutschen schreibenden Frau sprechen, von Annette Kolb. Sie ist jener seltene und so ergiebige Ausnahmefall, wo einer durch sein Leben zum Schreiben kommt und nicht durch sein Schreiben zum Leben. Sie sitzt nicht mit dem Fleiß des Bureauamenschen an ihrem Schreibtisch und montiert jedes Jahr so eine Kommasmaschine, um eine beliebte und vielgelesene, das heißt, sich immer wiederholende Verfasserin von Lesefutter zu werden. Auch das wird es geben müssen. Aber auch diese Ausnahme einer schreibenden Dame. Womit eine Frau von Welt gemeint ist, nicht eine bloß so mondäne Frau, die ein bißchen blasierter, ein bißchen witzig von den reizenden Nichtigkeiten ihres Tages plaudert und deren Anstrengung nur darauf aus ist, nicht als ein Snob zu erscheinen.

Mit solchen Mondanitäten, deren Voraussetzung der Reichtum, ist es bei der Annette Kolb nicht weit her. Mit einem kleinen Häuschen im Schwarzwald dürfte, was man irdischen Besitz nennt, wohl erschöpft sein. Weder ihre Hand noch ihre Ambition ruht auf dem Volant eines Stutzwagens von 120 PS. Aus dem so bestimmten Reichtum kommen nicht die Reichthümer ihres großen und tiefen Besitzes, als welcher ist: Adel der Gesinnung, Sicherheit der Herzens, Witz des Geistes und jene Fähigkeit des Ponderierens der Gegensätze, die man Haltung, Stil nennt oder auch, in der gesellschaftlichen Dosierung, Politesse. Auch der

freie Geist kann sich versklaven und tut es dann, wenn er ein Freigeist à tout prix wird. Dann reduziert er seine Freiheit auf Freiheiten, die er sich erlaubt, gegen Sitte und Brauch, gegen den guten Geschmack und gegen die innere Wahrheit des Lebens. Nichts liegt der Annette weniger als solches billiges Outsiderum vom schicklichen Leben. In ihrer Natur liegt kein Anlaß zur Prüderie, — warum sollte sie auf die Anti-Prüderie versessen sein? Der Psychoanalytiker würde vor diesem Fall größter Sauberkeit und natürlichster Reinheit jeden Zusammenbruch seines Systems erleben, denn da ist nichts verdrängt, gibt's keine Komplexe und keine Überkompensation. Das Hin und Her der Beziehungen zwischen Annetens Menschen, die allen guten Milieus Europas angehören, hat immer jene kultivierten Formen des gesellschaftlichen, also zivilisierten Menschen, der nicht mit dem Stiefelabsatz in die Seele seines Vis-à-vis tritt, auch nicht im Falle, der robustesten Egoismus erklärte. Nichts dürfte der Art Annetens fremder sein als die russische Art, Dostojewskis etwa. Nichts ihr wesensverwandter als die englische, die des Meredith etwa. Aber in solcher Abgrenzung ist ihr Wesen, wie es sich in ihren Büchern, dem Exemplar, der „Daphne Herbst“ (bei S. Fischer in Berlin erschienen) äußert, keineswegs eindeutig bestimmt. Denn sie ist nur mit sich selber zu definieren. Mit einem Analogon ist ihr nicht beizukommen. Wie drastisch stellt sie die münch-